

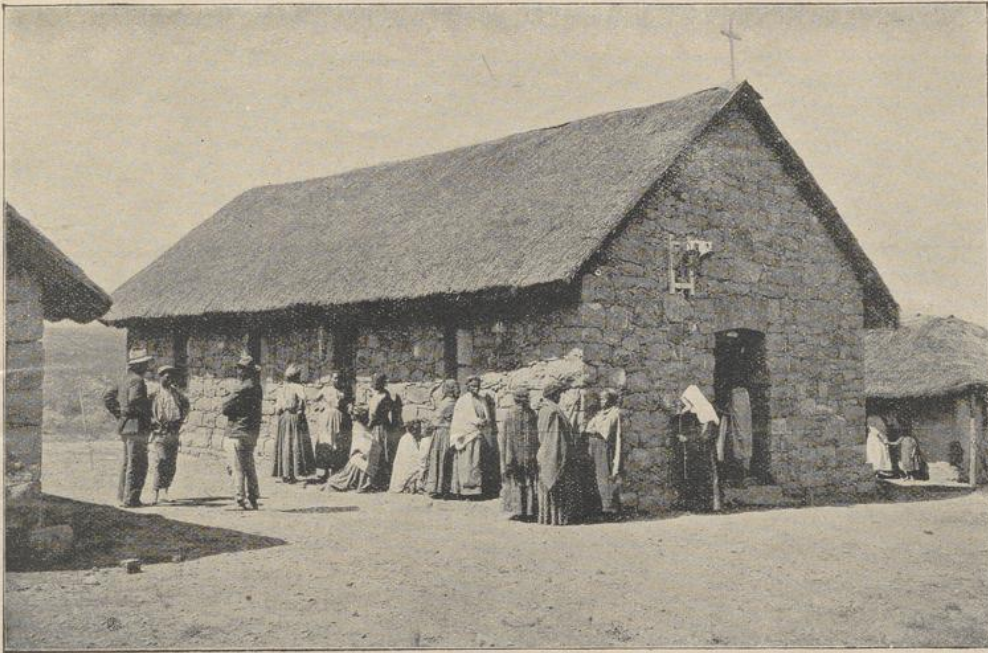
25 Jahre in Afrika.

berer behaupteten, das Unglück stamme von den Kapuzinern her, denn diese hätten bei ihrem Scheiden einen Fluch gegen das Land geschleudert, da verbrannte man deren Wohnungen und vertilgte jede Spur, die sie zurückgelassen hatten. Vergebens, es folgte eine Missernte auf die andere, was eine solche Hungersnot im Gefolge hatte, daß viele Leute in der Verzweiflung sich selbst umbrachten, während andere raubend und mordend im Land umherstreiften.

Eines Tages erfuhr Kassange, es sei ein Kind im Kriegslager, das noch keine Zähne habe. Das war nun nach den Begriffen der Schaggaer ein entsetzliches Verbrechen, das über das gesamte Volk Unheil und Verderben bringen mußte. Er ließ das Kind in Stücke hauen, den Vater aber mit Stockschlägen traktieren und

kaum hatte er seinen Zweck erreicht, so lebte er wie zuvor. Er ließ zwar die Missionäre ruhig lehren und taufen, als sie ihn aber selbst an sein Taufgelübde erinnerten, geriet er in Wut und wollte keinen von ihnen zu Gesicht bekommen. Eine Weile noch harrten die guten Mönche aus, weil sie noch immer auf eine Sinnesänderung hofften, dann aber kehrten sie enttäuscht nach Loanda zurück.

Endlich sollte auch über Kassange das Gericht Gottes ergehen, nur zu lange hatte er allen Geboten Gottes und der Menschen Hohn gesprochen. Bei einem Einfall ins Land des Königin Jingha wurde er geschlagen und mit dem Reste seines Heeres in einem Walde umringt. Durch die List einiger seiner Diener gelang es ihm zwar zu entweichen, allein er führte fortan ein



St. Emanuel, Filiale von Reichenau.

ausweisen, ihn umzubringen getraute er sich nicht, weil er im Dienste eines Portugiesen stand. Darauf schnitt er, um das Lager zu reinigen, mit eigener Hand einem Neger den Kopf ab, schlachtete ein weißes Schaf und besprengte mit dem Blute der beiden Opfer die ganze Umzäunung.

Um sich und seinen hungernden Leuten Nahrung zu verschaffen, brach er in die benachbarten Provinzen ein, wurde aber mit großem Verluste zurückgeschlagen. In der Verzweiflung wandte er sich an die Portugiesen und bat den Statthalter um Missionäre. Da man seine Abneigung gegen die Kapuziner kannte, wählte man die beiden Karmelitermönche Luis de Santo Antonio und Thomas de Jesu, welche sogleich nach Palongona aufbrachen und auch recht gut empfangen wurden. Ja, der König erklärte sogar in ihrer ersten Predigt, er sei mit allem einverstanden und wolle ihnen willig gehorchen. Höchst erfreut über den ungeahnten Erfolg ihrer Bemühungen berichteten die Karmeliter darüber nach Loanda und hofften, in kurzer Zeit den König und sein Volk in den Schoß der Kirche zurückzuführen zu können. Doch der schlaue Fürst hatte sich nur verstellt;

elendes Leben. Zuletzt wurde er von einer fürchterlichen Krankheit heimgesucht, bei der ihm das in Fäulnis übergehende Fleisch in Stücken vom Leibe fiel. Der Geruch der Wunden war so entsetzlich, daß selbst seine treuesten Diener ihn verließen. Nach einigen vergeblichen Versuchen, sich selbst das Leben zu nehmen, starb er eines schrecklichen Todes. Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher.

25 Jahre in Afrika.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

(Fortsetzung.)

Gzenstochau. — Schon längst hatten unsere Schwestern, desgleichen auch unsere schwarzen Mädchen unter Leitung der ehrw. Schwester Philippine Treumund, welche ihr Jubiläum schon im Jahre 1910 gefeiert hatte, ein kleines Spiel eingeübt. Manch' kostbarer Augenblick der im Kloster so kurz bemessenen freien Zeit wurde zum Lernen und Einüben der verschiedenen Rollen geopfert. Die Brüder dagegen, sowie die schwarzen Schulknaben übten unter der Leitung des Hochwürdigen

P. Thomas Neuschwanger auf ihren Trompeten, Flöten, Pauken und Trommeln die schönsten Stücke und Märsche ein.

So nahte der 7. Januar, unser Jubiläumstag, heran. Am Vorabend, also am Feste der hl. drei Könige, abends 7 Uhr, versammelten sich die Schwestern in einem größeren Lokale ihres Konventes. Auch der Hochw. P. Superior Emanuel Hanisch und P. Thomas fanden sich dabei ein, desgleichen auch einige unserer ältesten Brüder — jeder von ihnen diente schon über 25 Jahre dem Orden, — sollte doch das ganze ein kleines Familienfest repräsentieren.

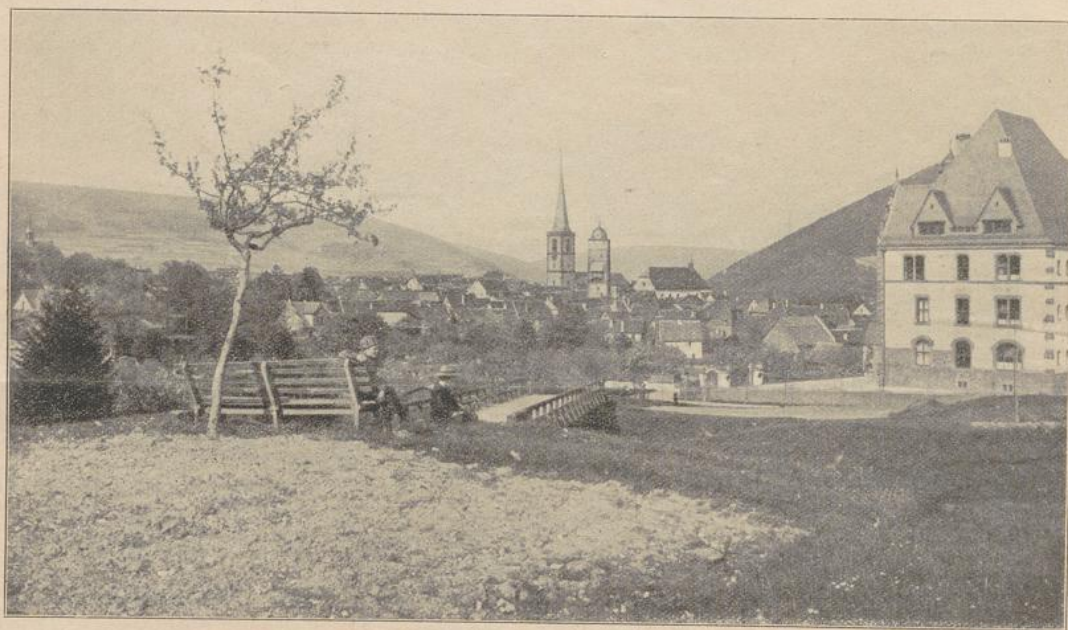
Der Vorhang der schnell inszenierten, mit tropischen Bäumchen und sonstigem Blatterschmuck decorierten Bühne öffnet sich, und Schwester Philippine, die älteste unter der Zahl unserer Schwestern, begrüßte die anwesenden Jubilare mit der folgenden schönen Anrede:

Ein Schatten nur fällt auf unsere sonst so reine, ungetrübte Freude: die Krankheit unserer lieben Mitschwester Coleta. Doch Leiden bilden im Christenleben den schönsten Schmuck; sie sind wie leuchtende Goldfäden im weißen Silberkranze.

Ein Gedenktag, wie der heutige, reich an Gottes Guld und Segen und reich an süßen, teuren Erinnerungen, kann nur ausklingen in ein tiefempfundenes „Te Deum laudamus“ für die Vergangenheit, und in den innigsten Wunsch für die Zukunft „Ad multos annos! auf viele, viele Jahre!“

Dieser unser Wunsch gilt auch den ehrwürdigen Brüdern Meinrad, Servaz und Plazidus, die ihr Jubiläum bereits still und unbemerkt gefeiert haben.“ —

An diesen herzlichen Glückwunsch reihte sich eine dramatische Darstellung, welche zunächst an die heilige Weihnachtszeit, in der wir uns befanden, anknüpfte.



Ansicht der Stadt Lohr a. M. Rechts Seitenansicht des neuen Gymnasiums.

„Hochverehrte, teure Jubilare!

Eine seltene Feier findet uns heute froh vereint. Silberkränze, Symbole treuen Wirkens zu Gottes Ehre und des Nächsten Heil, schmücken die Stirne von vier ehrwürdigen Mitgliedern unserer Mission. Fünfundzwanzig Jahre im Dienste Gottes und des Nächsten, welch' ein Jubel, welch' eine Ehre!

Herzinnigen Dank senden wir mit Ihnen, teure, ehrwürdige Jubilare, zum Spender alles Guten empor, und freuen uns mit Ihnen der süßen Erinnerungen, die Gottes wunderbare Fügung und Leitung in Ihren dankerfüllten Herzen wachruft. Was unsere heutige Festfreude noch wesentlich erhöht, ist der Umstand, daß ein Ort vier Jubilare beisammen sieht, von denen drei fast ihr ganzes Ordens- und Missionsleben dem Gedenken und Aufblühen unserer lieben Missionsstation G z e n f o c h a u geweiht, während die vierte Jubilarin, unsere ehrwürdige Schwester Oberin, an der Wiege Gzenfchohaus gestanden, die ersten Missionschwestern hierher geführt und nunmehr beinahe fünf Jahre hindurch treu ihres heiligen Amtes dahier waltet.

Ganz besonderen Anklang fand hierbei ein sogenanntes „lebendes Bild“. Unser kleiner Tommy, ein Buben von 3 bis 4 Jahren, fungierte als Jesusknabe. Er trug eine Dornenkrone, hatte ein Körbchen mit Nägeln in der Hand und trug ein seiner kleinen Figur angemessenes Kreuz. Neben ihm aber standen, in heiliger Betrachtung versunken, Maria und Joseph und blickten voll Staunen auf das göttliche Kind, während ein Chor von Engeln in süßem Gesang uns alle wie in eine andere Welt entrückte.

An die heiligen, tiefergreifenden Bilder reihte sich später ein kleines, humoristisches Spiel: „Das verkehrte Zimmer bei der Frau Wirtin zur goldenen Gans“, das von unsern jüngeren Schwestern mit großem Geschick aufgeführt wurde. Den Schluß des schönen Abends bildete ein kräftig gesungenes, religiöses Lied.

Am Sonntag Morgen war zunächst eine der seltenen Feier entsprechende Festpredigt. Sie wurde vom Hochw. P. Thomas Neuschwanger in Englisch gehalten. Redner wies auf das schöne Familienfest hin, das wir zusammen begingen, sprach von der Treue und Ausdauer im Dienste des Herrn, von den Arbeiten, Mühen und Opfern des

Ordens- und Missionslebens, aber auch von seinen überreichen Segnungen und Gnaden. Die Welt belohne langjährige treue Dienste mit einer Pension, wir Ordensleute aber hofften, unter Verzichtleistung auf irdischen Lohn, auf eine ewige, überreiche Vergeltung im Himmel oben . . .

Selbstverständlich wurde auch während des hl. Messopfers, bei der heiligen Kommunion und den sonstigen geistlichen Übungen des schönen Tages unser in besonderer Weise gedacht. Ja, es war ein schöner, überaus herrlicher, freudenreicher und segensvoller Tag! Unwillkürlich schweifte unser Geistesauge zurück auf die 25 Jahre, die wir in der südafrikanischen Mission erlebt und stellten wir Vergleiche an zwischen Einst und Jetzt. Mein Geist wanderte auch — ich gestehe es offen — zurück in die liebe Heimat, in meine Vaterstadt Wien, und Bilder, die ich längst vergessen glaubte, stiegen leb-

hafter als je in meiner Seele auf. Da fand ich mitten in einem schattigen Park ein schönes Sommerhaus, unter einer breitstämmigen Buche eine stille Ruhebank, und daneben den glatten Spiegel eines Weihers mit prächtigen Wasserrosen darin und großen, silberweißen Schwänen. Fast war es mir, als hörte ich die eiserne Gartentüre knarren und als sähe ich die lieben trauten Gestalten wieder, die schon längst von hinnen mußten. Was sucht ihr mich heim, ihr Bilder, an die ich nur mit Wehmut denken kann? — Ich eile fort, suche im Geiste sogar unsern guten alten Kaiser Franz Joseph heim, und gehe wieder zur Hofburg hinauf wo ich so oftmals aus- und eingegangen, und wo der gute Kaiser von seinem Fenster aus mit so freundlich-gnädigem Blick auf seine treuen Wiener herabschaute. . . .

Immer näher trat mir „die schöne, weiße Frau Erinnerung im Nebelkleide“ und lud mich ein, mit ihr lustwandeln zu gehen an den Ufern der schönen, blauen Donau. Ich sah wieder den mächtigen Strom, seine grünen, rebenumsponnenen Hügel, die lachenden Inseln mitten in seinem Bett, die schmucken Dörfer und Städte, die Villen und Schlösser, dort unten in stillem Versteck ein einfaches, armes Fischerhäuschen und droben auf stolzer Bergeshöhe die Ruine einer mittelalterlichen Burg . . .

Doch wohin führt mich da die unbewachte Phantasie? Bin ich nicht hier in Gzenstochau, in der fernen südafrikanischen Mission und wollte ich nicht unsern Lesern erzählen, wie wir dahier unser silbernes Ordensjubiläum gefeiert? Drum schnell zurück zu unserm Thema!

Sonntag nachmittags, nach feierlich abgehaltenem heiligen Segen, versammelte unser Hochw. P. Superior seine weiße und schwarze Gemeinde. In der Nähe der Knabenschule, in einem großen, von Pinien und mächtigen Eufalyptusbäumen beschatteten Garten wurde Halt gemacht, und alle nahmen in verschiedenen Gruppen ihre Plätze ein.

Zuerst hielt P. Superior auf Raffrisch eine kurze Ansprache an die zahlreich versammelten Schwarzen und erklärte ihnen Grund und Bedeutung des heutigen schönen Festes. Hierauf gab P. Thomas seinem Musik-

chor und Pauken zu einem fröhlichen musikalischen Stücke ein. Die schwarzen Jungen, die noch lauter Anfänger in der fremden Kunst, machten ihre Sache prächtig.

Nun trat eine schwarze Jungfrau, Viktoria Duma, eine unserer staatlich geprüften Hilfslehrerinnen, vor und verlas im Namen aller unserer schwarzen Schulkinder eine selbstverfaßte, recht schöne Adresse, worin sie uns Glück und Segen wünschte zum heutigen schönen Tag, sowie Gottes reichsten Lohn für alle unsere Mühen und Opfer. Sie schilderte sodann in beredten Worten unsere 25jährige Missionsarbeit, speziell unser Wirken und Schaffen im lieben Gzenstochau und sprach uns im Namen aller ihren aufrichtigen, herzlichsten Dank aus. Sie betonte auch die Freude und den innigen Anteil, den alle schwarzen Neubekehrten an unserm Jubiläumsfeste nahmen, nur Eines, sagte sie, — und dabei zitterte ihre sanfte, reine Stimme merklich — nur Eines trübet un-



Neues Gymnasium in Lohr a. M. Erbaut 1906

jere Freude, daß nämlich gerade diejenige Schwester, die uns so viele Jahre hindurch eine wahre Mutter und treubeforgte Führerin und Ratgeberin gewesen, nicht in unserm fröhlichen Kreise weilen kann, sondern einsam ans Schmerzenslager gefesselt ist, nämlich die gute, ehrwürdige Schwester Coleta.

Manches Marienhausmädchen senkte bei dieser Stelle das Köpfchen und mehr als eine wischte sich dabei eine geheime Träne aus den Augen. Nachdem Veronika ihre Adresse verlesen hatte, überreichte sie dieselbe unserer ehrwürdigen Schwester Oberin und trat bescheiden zurück.

Nun setzte die Musikkapelle wieder ein und spielte Stück um Stück, eines schöner als das andere. Dazwischen reichten sich kleine, meist humoristisch gefärbte Spiele. Heriberta, meine ehemalige schwarze Hilfslehrerin in der Tageschule, gab den „geheimnisvollen Zwerger“ meisterhaft. Sie redete in allen Sprachen, Raffrisch, Lateinisch, Englisch und Deutsch, wie sich's eben traf. Auch die Marienhausmädchen spielten ihre Rollen vortrefflich und ernteten reichen Beifall. Zuletzt traten 15 Wäscherinnen auf den Plan. Sie hatten weiße Kr-

beitschürzen umgebunden, trugen die Ärmel umgestülpt und hatten farbige Bändchen im Haar. Sie sangen zusammen mit glockenheller Stimme, schwagten und klatschten, und ahmten dabei in rhythmischem Takt alle Bewegungen beim Waschen und Ausringen der Kleidungsstücke nach.

Drauf kamen die Buben an die Reihe, sie trugen bunte Fähnchen, spielten Soldaten und sangen dabei auf Englisch und Kaffrisch, daß es eine Art hatte; dergleichen fanden ihre Turnübungen und das neueingübte Exerzieren mit den vielen Fähnchen — jeder Knabe trug deren zwei — vielen Anklang. Den Schluß bildete, englischer Sitte gemäß, die bekannte Königshymne: „God save the king!“ Alles war entzückt über den schönen Verlauf dieses einzigartigen Familienfestes.

So, nun habe ich die ganze Feier wahrheitsgetreu geschildert. Beinahe wäre ich zuguterlegt um mein Manuskript gekommen. Ich hatte es auf einen Stuhl im Gartenhäuschen liegen lassen, als mich die Glocke ins Refektorium rief. Doch was fand ich, als ich nach einem halben Stündchen wiederkehrte? Alle Blätter lagen lose am Boden zerstreut, einige waren sogar zerrissen, und namentlich die schöne, von Schwester Philippine vorgelesene Jubiläumsadresse war übel zugerichtet. Das hatte Hansi getan, der lose, schwarze Junge. Er ist aber auch arg verwöhnt worden von seinem Lehrmeister, dem Bruder Archangelus, bei dem er viele Stunden in der Werkstätte sitzt. Von einer ordentlichen Zurechtweisung des zu allen schlimmen Streichen aufgelegten Burschen habe ich noch selten etwas gehört. Sieh, dort sitzt er, der lose Schelm! Noch hat er einen Fegen vom zerrissenen Manuskript im Schnabel, und dabei sieht er mich so fest und trotzig an und zeigt auch keine Spur von einer Reue! —

Was tun? Ich rette einfach, was zu retten ist, lese sorgfältig alle Blätter und Fegen vom Boden auf und juche wieder einigermaßen Ordnung ins Ganze zu bringen.

Wenn daher der gestrenge Leser zu viele Lücken und einen kleinen Durcheinander in diesem „Festartikel“ findet, so möge er gütige Nachsicht walten lassen. Ich bin unschuldig; die ganze Schuld trifft vielmehr Hansi, die rabenschwarze, arg verzogene Krähc, vor deren Schnabel und Krallen rein nichts im Hause sicher ist.

Aus Maris-Stella.

Vom Hochw. P. Leonhard Siller, R. M. M.

Am 3. Februar 1912. — Dank der edelmütigen Gesinnung und Opferliebe einer unserer Wohltäterinnen, die schon früher unserer Missionsstation zwei schöne Glocken geschenkt hatte, soll nun Maris-Stella in Bälde für die neuerbaute Kirche auch einen neuen Hochaltar erhalten. Gegenwärtig, da ich diese Zeilen schreibe, habe ich zwar von demselben nur eine Photographie in Händen, allein ich hoffe, daß die heißersehnte Spende in absehbarer Zeit glücklich hier eintreffen wird.

Ein neuer Hochaltar! Wie werden unsere schwarzen Christen und Katechumenen staunen und jubeln, wenn sie ihn zum erstenmal in der Missionskirche erblicken werden! Ich werde ihnen dann aber auch gleich sagen, wem sie denselben zu verdanken haben und bin überzeugt, sie werden tiefgerührt ihre schwarzbraunen Hände zum Gebet falten und aus innerstem Herzensgrunde beten für die gute, edle Wohltäterin, drüben überm großen Ozean.

Mit diesen Neuchristen werden aber auch unsere guten Brüder und Missionschwestern sich freuen, und nicht

in letzter Linie, ich gestehe es offen, ich selbst; findet doch der arme Missionär den besten Helfer, Freund und Tröster immer im Tabernakel. Nicht umsonst betet er Tag für Tag beim heiligen Mesopfer: „Ich will hintreten zum Altare Gottes, zu Gott, der meine Jugend erfreut.“ Ja, wir freuen uns, freuen uns namentlich des lieben Heilandes wegen, der nun endlich bei uns eine würdige Wohnung bekommen soll. Ach, wie arm sah es doch jahrelang in unserm Missionskirchlein aus! Der Altar bestand aus einer einfachen Holzkiste, und dem primitiven Käftchen, das als Tabernakel dienen mußte, fehlte sogar der Anstrich. Doch das soll nun gottlob alles anders werden! Wenn ich einerseits auch mit Schmerzen daran denken muß, daß der Heiland vergebens an so mancher Herzenstüre klopft und um Einlaß bittet, so kann ich doch andererseits, wenn er gleichsam als müder Wanderer zu uns kommt, mit Abraham zu ihm sagen: „Herr, kehre ein in unserm Zelt und weile fortan in unserer Mitte als lieber Gast und als geistiger Mittelpunkt unserer ganzen Missionsgemeinde!“

O welchen Dank schulden wir der edlen Wohltäterin, die uns den neuen Altar geschenkt! Ich danke ihr im Namen aller weißen und schwarzen Insassen von Maris-Stella und rufe ihr ein herzinniges, tausendfaches „Vergelt's Gott“ zu. Gottes überreicher Lohn wird da übrigens von selber kommen. Wenn der Herr bei seiner Himmelfahrt zu uns allen sprach: ich gehe hin, euch eine Wohnung zu bereiten, so gilt dies Wort doch ganz vorzüglich jenen, die es als Ehrenpflicht erachteten, ihm selbst im Tabernakel eine würdige Wohnung zu bereiten; und wenn er am jüngsten Tage zu all jenen, die Gott zuliebe einen fremden Wandersmann beherbergt, sagen wird: „Kommet, ihr Gesegneten meines Vaters, und besitzet das Reich, das euch bereitet ist vom Anbeginn der Zeiten her, denn ich war ein Fremdling, und ihr habt mich beherbergt, so wird auch dieses Wort in erster Linie auf jene Anwendung finden, die ihm im Hause Gottes eine seiner Größe und Liebe einigermaßen würdige Herberge zu bereiten suchten.

Ich habe, wie gesagt, den neuen Altar noch nicht gesehen, sondern bloß die Photographie, und nach dieser zu urteilen, ist er recht würdig und schön. Dennoch aber hätte mich beinahe die Versuchung angewandelt, auch noch um ein paar Reliefbilder, etwa das Opfer Abrahams und Melchisedechs, oder die Geburt Christi und die Anbetung der heiligen drei Könige darstellend, zu bitten, nicht etwa, als ob der Altar uns nicht genüge, im Gegenteil, er übertrifft ja all unsern Erwartungen, sondern weil eben rechts und links in den beiden Nischen neben dem Expositionsthronus, wo gegenwärtig kleine Vorhänge hineingemalt sind, so ein passender Platz dafür wäre, und namentlich, weil die Schwarzen gar zu sehr an den Bildern hängen. Stundenlang können sie davor stehen und sinnen und betrachten. Für diese einfachen, schlachten Leuten, die so sehr am Außeren hängen, ist ein gutes Bild, zumal eines mit schönen lebhaften Farben, eine zündende, stummberedte Predigt, die jedesmal aufs neue zu ihnen spricht, so oft sie es zu Gesicht bekommen.

Uebrigens ist unsere Kirche und unsere ganze Missionsstation so arm, daß ich noch um viel Dringenderes zu bitten hätte; fehlt es eigentlich doch noch an allem. Da ist weder ein Seitenaltären, noch Kanzel, noch Beichtstuhl, noch eine ordentliche Kirchenbank, und auch bezüglich der Paramente haben wir nur das Allernotwendigste. Maris-Stella ist eine arme Station. Voriges Jahr raubte uns die Zedenpest all unser Vieh.